

## Die Prinzessin mit der Nadel im Kopf.

Von Prof. D. Knoop, Rogasen.

Auf einem Felde bei Hammer im Kreise Czarnikau (Provinz Posen) steht eine Ruine, die von einer alten Burg herkommen soll. Neben derselben liegt ein mächtiger Stein, der, wie man sagt, immer mehr in die Erde sinkt. Man erzählt auch, daß der Stein sich nicht ausgraben lasse. An ihn knüpft sich folgende Sage: Unter dem Stein führt ein unterirdischer Gang in ein wunderschönes Gemach, in welchem eine Prinzessin in tiefem Schläfe liegt, denn sie hat eine Nadel im Kopfe stecken. Wer ihr die Nadel herauszieht, der hat sie erlöst und bekommt sie zur Gemahlin. Andere Gemächer enthalten große Schätze. Nun ging einmal ein nach den Schätzen gieriger Mensch hin, um, wenn er könnte, die Prinzessin zu erlösen und sich die Schätze zu nehmen. Als er die Tür zu der Höhle geöffnet hatte, flog ihm ein Drache entgegen, der tötete ihn und fraß ihn auf. Die Prinzessin war also nicht erlöst. Später hörte ein reicher Graf von der Prinzessin erzählen. Sofort machte er sich auf den Weg und ging in voller Rüstung zu dem Stein, um die Prinzessin zu erlösen. Auch ihm kam der Drache entgegen, aber der junge Graf zog sein Schwert aus der Scheide und hieb dem Drachen den Kopf ab. Diesem aber wuchsen jedesmal, wenn ihm jemand den Kopf abschlug, zwei neue Köpfe an. Der Graf erblickte nun die Prinzessin und war von ihrer Schönheit ganz bezaubert. Sogleich wollte er ihr die Nadel aus dem Haupte ziehen. Schon hatte er sie bis zur Hälfte herausgezogen, da rief die Prinzessin halb im Schläfe: „Du tußt mir weh!“ Der junge Graf hielt im Ziehen inne, aber in demselben Augenblicke



kam auch der jetzt zweiköpfige Drache herbeigestürzt, griff ihn noch viel mütender an als das erstemal und tötete ihn. Seit diesem Ereignisse erschien in der Mitternachtsstunde auf dem Stein immer eine Gestalt, die mit dem Schwerte auf den Stein hieb, als wollte sie die Menschen warnen, nicht mehr in den unterirdischen Gang einzudringen und den Versuch zu machen, die Prinzessin zu erlösen. Trotzdem ging drei Jahre später ein mutiger Jüngling zu dem Stein, um das Erlösungswerk noch einmal zu versuchen und sich in den Besitz der Schätze zu setzen. Kaum war er dort angelangt, da trat ihm die Gestalt entgegen, hielt ihn an und fragte ihn, wohin er wolle. Der Jüngling erzählte ihr, daß er die Prinzessin erlösen wolle. Die Gestalt warnte ihn, indem sie sagte, daß er den Drachen, der ihm entgegenkommen werde, nicht töten werde. Doch der Jüngling hörte nicht auf diese Warnung, sondern ging in den unterirdischen Gang hinein. Als er aber die Tür öffnete, wurde er von dem Drachen überfallen und getötet.

Seit dieser Zeit hat niemand mehr den Versuch unternommen, die Prinzessin zu erlösen, und so ruhen die reichen Schätze dort noch jetzt. In der Johannisnacht aber soll man an der Stelle unter dem Stein ein großes Geschrei hören und ein Geräusch vernehmen, das so klingt, als wenn jemand mit Geld würfe.

Die vorstehende Sage wurde mir von einem meiner Schüler, dem Obersekundaner Felix Kowalinsky aus Czarnikau, nach der Erzählung einer deutschen Frau in Czarnikau berichtet. Die durch eine Nadel in Schlaf versenkte und von einem Drachen bewachte Prinzessin, sowie der den Drachen besiegende Jüngling erinnern lebhaft an die auf dem Drachenstein gefangen gehaltene Königstochter und den drachentötenden Siegfried, doch darf diese Sage eben so wenig wie das Märchen vom Dornröschen für einen direkten Nachklang der Siegfriedsage gehalten werden. Der Drachenkampf des Helden ist eine sich vielfach wiederholende, bei verschiedenen Völkern in den mannigfachsten Variationen wiederkehrende Sage. Und so haben wir auch in der Czarnikauer Sage nur eine besondere Form der zahlreich vorhandenen Drachensagen zu sehen. Das angeblich pommersche Märchen vom gehörnten Siegfried bei U. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen S. 128 ff. ist so augenscheinlich von einem genauen Kenner der deutschen Siegfriedsage (oder von zweien?) für die Jahn'sche Märchensammlung gemacht, daß der Herausgeber es als Volksmärchen nicht hätte bezeichnen sollen. Auch das Märchen vom Duurn'roesken

S. 226 ff. erscheint recht fragwürdig, wie denn die Jahn'schen Märchen sich überhaupt vielfach als eine auffallende Kompilation von allerhand bekannten Märchenzügen erweisen.

Unter den großen Steinen, die sich in der norddeutschen Tiefebene einst in noch größerer Menge vorfanden als heutzutage, sind nach dem Volksglauben reiche Schätze verborgen, und der Drache ist Hüter der Schätze. Große Steine sind aber auch vielfach in Stein verwandelte Häuser, Schlösser, wie z. B. die Steine bei Weißenhöhe, Bruchnowo, Czempin in der Provinz Posen (vergl. mein Posener Sagenbuch S. 272 ff.); in den Steinen sind die Bewohner des einstigen Schlosses verzaubert, so im Stein zu Weißenhöhe. Das ganze Schloß zu Padniowo mit seinen Bewohnern versinkt plötzlich und wird in einen großen Stein verwandelt; die Fürstentochter aber soll in einer Grotte schlafen, bis einer kommt, der sie erlöst (Sagenbuch S. 282). Diese drei Sagenzüge finden sich in der Czarnikauer Sage wieder. Dazu kommt noch ein vierter: die Prinzessin ist durch eine Nadel in den Schlaf versenkt worden; wer die Nadel aus ihrem Haupte zieht, hat sie erlöst.

Odin steckt der Valküre Brünhild den Schlafdorn ins Gewand und versetzt sie dadurch in Schlaf; Dornröschen sticht sich den Finger an der Spindel und fällt in Todeschlaf (Grimm, Mythologie, 4. Aufl., S. 347). In unserer Sage ist die Nadel in das Haupt gesteckt. Ich vermag diesen Sagenzug in deutschen Sagen bisher nicht nachzuweisen, wohl aber verweise ich zunächst auf Grohmann, Sagen aus Böhmen, S. 5: der Stecknadelkopf. Ein Handwerksbursche kam zur Nachtzeit und bei schlechtem Wetter zu einer ärmlichen Hütte im Walde und bat um ein Nachtlager. Der Hausherr aber wollte ihn nicht behalten, weil die Frau ihrer Entbindung entgegen sah. Erst nach vielem Bitten ließ sich der Mann bewegen, den Wanderer aufzunehmen, und wies ihm einen Platz hinter dem Ofen an. Das Kind wurde geboren; es war ein Mädchen. In stiller Mitternacht nun erschienen drei weiße Frauen, aßen von dem Brot und Salz, das man ihnen vorgelegt hatte, und berieten dabei über das Los des Kindes. „Wen geben wir ihr zum Manne?“ fragte die erste. „Den hinter dem Ofen“, erwiderte die zweite. „Und er soll durch sie den Tod finden,“ sagte die dritte. Darauf erhoben sich die drei Schicksalsrichterinnen und verschwanden. Der Mann erschrak gewaltig; er erhob sich von seinem Lager, steckte dem Kinde, das ruhig in seiner Wiege schlummerte, eine Nadel in den Kopf und eilte davon. Das Mädchen wuchs heran, ohne daß

die Nadel in ihrem Haupte bemerkt worden war. Nach dem Tode ihrer Eltern ging sie nach Prag in Dienst. Hier begegnete ihr oft, wenn sie zu Markte ging, ein Mann, der sie immer so freundlich anschaute, und obwohl er nicht mehr jung war, heiratete sie ihn doch, und sie lebten glücklich und zufrieden miteinander. Es war aber derselbe Mann, der einst dem Kinde in der Waldhütte die Nadel in den Kopf gesteckt hatte. Eines Tages nun bat ihn die Frau, ihr den Kopf zu krauen. Dabei kam er denn auch zu der Stelle, wo das Stecknadelköpfchen hervorragte. Sogleich erinnerte er sich an die Nacht in der Waldhütte und den Spruch der Schicksalsrichterinnen und fragte die Frau, woher sie das habe. Die Frau erwiderte, sie wisse nicht, was es sei; es sei ein altes Zeichen. Der Mann faßte nun das Nadelköpfchen und zog die Stecknadel aus dem Kopfe. Sofort strömte das Blut hervor und ließ sich nicht stillen, so daß die Frau in kurzer Zeit eine Leiche war. Da erfaßte den Mann wilde Verzweiflung, weil er schuld an dem Tode seiner lieben Frau war, und er gab sich selbst den Tod. So war der Spruch der Schicksalsfrauen doch in Erfüllung gegangen.

Die in den Kopf gesteckte Nadel soll in dieser böhmischen Sage offenbar nur den Tod herbeiführen, damit der Handwerksbursche dem ihm geweissagten Verhängnis entgehe. Sie ist nur Mordinstrument; etwas Märchenhaftes, Zauberhaftes ist nicht mit ihr verbunden.<sup>1)</sup>

Ein Seitenstück zu dem deutschen Märchen vom Dornröschen dagegen sieht H. von Blislocki in dem Zigeunermärchen von der verliebten Stiefmutter, s. dessen Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner S. 45 ff. Die junge Königin Mara liebt ihren Stiefsohn mehr als die ganze Welt; um immer bei ihm sein zu können, hat sie den alten König geheiratet. Schließlich artet ihre Liebe in Tollheit aus, so daß alle Leute schon darüber reden. Auch der Königssohn erfährt das und bittet deshalb seinen Vater, ihm die Erlaubnis zum Heiraten zu geben, denn ein Liebchen hat er schon, eine junge Königstochter. Er macht sich also auf den Weg zu ihr. Die Stiefmutter aber verkleidet sich als Handelsfrau, nimmt allerlei schöne Sachen in einen Korb und eilt ihrem Stiefsohn nach. Dieser kauft zwei Haarnadeln, eine für sich, eine für die Geliebte, und als er oben im Gebirge war, steckte er die eine Nadel in seine Haare. Aber da fällt er in einen tiefen Schlaf und bleibt im Gebirge liegen; ringsherum um ihn wachsen dicke Büsche, Sträucher und Bäume, die ihn von allen Seiten verdecken, so daß er von keinem Auge gesehen werden kann. Der alte König

wartet vergeblich auf die Rückkehr seines Sohnes; endlich schießt er Leute zu dem benachbarten König und läßt nach seinem Sohne forschen. Da erfährt denn auch die Königstochter von dem Verschwinden ihres Geliebten. Sie macht sich auf, geht auf das Gebirge und will sich dort eine Hütte bauen, um darin fern von allen Menschen zu leben. Eine goldene Schlange, die sie freundlich behandelt hat, führt sie zu dem verzauberten Königssohn; auf den Rat der Schlange zieht sie die Nadel aus seinem Haar, und der Jüngling erwacht. Dies Märchen ist nicht, wie Blislocki meint, als eine besondere Fassung des Dornröschen-Märchens zu betrachten. Das einzige, was daran erinnert, ist der Umstand, daß dichtes Gebüsch um den Schlafenden herumwächst, das die Königstochter zur Rettung des Geliebten durchdringen muß. Die Haarnadeln sind nur zufällig; sie dürften gewählt sein, weil Haarnadeln ein beliebter Kopfputz wohl auch bei den Zigeunerinnen sind. Sie versinken in Schlaf, weil sie von einer Zauberin herühren, wie auch in dem Märchen von Schneewittchen die Gaben der alten Königin, einer Hexe, das schöne Schneewittchen in Zauberschlaf versinken, aus dem sie schließlich durch den Königssohn gerettet wird. Die Gaben der Hexe sind auch hier dem weiblichen Charakter durchaus entsprechend gewählt: ein Schnürriemen, ein Kamm, ein rotbackiger Apfel; mythische Bedeutung haben sie eben so wenig wie die Haarnadeln des Zigeunermärchens.

Endlich finde ich eine Zaubernadel noch erwähnt bei R. Knorz, Irländische Märchen Nr. 51. Cusch, der Mann mit dem festgebundenen Fuß, steigt zu der alten Zauberin Amarach, die in der Gestalt eines blühenden Mädchens erscheint, ins Boot. Er gleitet aus, und die Zauberin gibt ihm gleich einen magischen Schlaftrunk ein, der ihn der Besinnung beraubt; dann zieht sie ihre goldene Schlafnadel aus ihrem Haar und steckt sie ihm in das feinige, so daß ihn keine Macht der Erde wieder erwecken kann. Aber sein Genosse, der Bogenschütze, schießt einen gut gezielten Pfeil auf die Nadel ab, so daß sie zu Boden fällt, und Cusch erwacht. In Nr. 52 wird ein Zauberstab erwähnt, der die davon Berührte in tiefen Schlaf versenkt<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Ein Zaubernadelmotiv findet sich noch in folgenden Märchen Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol 11, Schott, Walachische Märchen 25 (v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen II, 250), L. Gonzenbach, Sicilianische Märchen 13. Darin wird die Braut des Helden dadurch, daß ihr eine Nadel in den Kopf gesteckt wird, in eine Taube verwandelt; die Ent-

## Polnische Märchen aus der Provinz Posen.

Herausgegeben von D. Knopp, Rogasen.

Die nachfolgenden Märchen wurden mir von Herrn Lehrer A. Szulczewski in Brudzyn bei Janowitz zur Veröffentlichung übergeben. Sie sind in Brudzyn und dem in der Nähe liegenden Vorwerk Puzdrowiec gesammelt und entstammen durchweg polnische Quelle; auch beruhen sie alle auf mündlicher Überlieferung, da, wie Herr Szulczewski mitteilt, gedruckte Märchenbücher dort auf dem Lande nicht zu finden sind. Die hinzugefügten kurzen Bemerkungen machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

### 1. Die Schlange.

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte keine Kinder. Gern hätten die Leutchen welche gehabt, aber sie kriegten keins. So vergingen mehrere Jahre. Da träumte die Frau in einer Nacht, sie solle auf die Straße gehen und das erste lebendige Geschöpf, welches ihr begegnen werde, aufheben und als Kind aufziehen.

Die Frau sah den Traum als eine Schickung Gottes an, stand auf und ging hinaus auf die Landstraße. Aber so scharf sie auch hinsah, sie bemerkte nichts. Schon wollte sie nach Hause zurückkehren, da fiel ihr Blick in den Straßengraben, wo eine Schlange lag. Sie hob die Schlange auf, trug sie nach Hause, und als sie bemerkte, wie verständig die Schlange dreinschaute, da legte sie sie an den Busen und hielt sie hinfort, als wäre sie ihr Kind.

Es herrschte aber ein König im Lande, der hatte einen Apfelbaum, welcher sehr kostbare Früchte trug. Trotzdem bei Tage und in der Nacht eine Wache vor demselben stand, bemerkte der König doch, daß jeden Tag der Früchte immer weniger wurden. Und da man des Diebes auf keine Weise habhaft werden konnte, ließ der König im ganzen Lande ausrufen: „Wer den Dieb fängt, der bekommt die Königstochter zur Frau.“

Als der Mann diese Neuigkeit des Abends seiner Frau erzählte, da hub mit einem Male die Schlange zu reden an und sagte: „Tragt mich zu dem Baume hin; ich werde den Dieb schon fassen.“ Mann und Frau sahen sich bei diesen Worten verwundert an, denn

zauberung geschieht durch Herausziehen der Nadel. Verbläßt ist dasselbe Motiv in dem Märchen aus Zafynthos Zeitschr. f. d. Mythol. u. Sittenk. IV 1859, 320 ff. verwandt. Vgl. auch R. Köhler, Kleinere Schriften I, 260 f. und Fr. Vogt, Dornröschen — Thalia, Beiträge zur Volkskunde (Festschrift K. Weinhold dargebracht 1896) S. 195 ff. [D. R.]

beide wußten bis dahin nicht, daß die Schlange reden konnte. Endlich stand der Mann auf, nahm die Schlange in einen Korb und trug sie vor das Schloß zu dem Baume. Die Schlange kroch gleich auf den Baum, um auf die Früchte achtzugeben. Und kaum war es Mitternacht, da hatte man den Dieb schon. Es hatte sich nämlich ein Igel in einer Höhlung des Baumes eingeknistet, der stahl jede Nacht die Früchte. Die Schlange hatte ihn auf frischer Tat ertappt, und ihr gehörte der Lohn: die Königstochter.

Sie trat deshalb vor den König und forderte den versprochenen Preis. Der König wußte jetzt nicht, was er machen sollte. Sein Wort wollte er nicht brechen, aber seine Tochter einer Schlange zur Frau geben, das mochte er auch nicht. Deshalb forderte er die Schlange sollte noch zwei Bedingungen erfüllen, dann würde sie den versprochenen Lohn erhalten. Zum ersten sollte sie in der kommenden Nacht eine Brücke über den Fluß hinter dem Schloß, und dann in der nächsten Nacht am jenseitigen Ufer ein Schloß bauen. Die Schlange versprach, diese Bedingungen zu erfüllen.

Als es Nacht wurde, ging die Schlange an den Fluß und pfiß. Da kamen unzählige Geister herbei und bauten die Brücke. Ehe der erste Hahnenschrei erscholl, war die Brücke fertig. Am Tage besah sich der König die Brücke, und sie gefiel ihm. Ebenso tat die Schlange in der darauf folgenden Nacht. Wieder erschienen die Geister und errichteten bis zum Hahnenschrei ein so herrliches Schloß, wie man es weit und breit nicht finden konnte. So waren die beiden Bedingungen erfüllt; die Schlange erhielt die Königstochter zur Frau, und beide bekamen das neue Schloß zur Wohnung, und die Pflegeeltern mußten mit in dem Schlosse wohnen.

Es kam aber jetzt der Zeitpunkt, in dem die Schlange ihre einstige Gestalt wiedererhalten sollte. Denn sie war keine Schlange, sondern ein verwiinschter Prinz. Nur eine Nacht fehlte noch, aber schon jetzt konnte der Prinz seine Schlangenhaut ablegen und sich in seiner wirklichen Gestalt zeigen. Wie freute sich da die Königstochter! Er verbot ihr aber, die Schlangenhaut anzurühren, denn noch eine Nacht müsse er in derselben bleiben. Die Königstochter aber hätte ihn am liebsten nicht mehr von sich gelassen, und heimlich verbrannte sie ihm die Schlangenhaut.

Als nun der Prinz wieder in seine Schlangengestalt zurückkehren wollte, fand er die Haut nicht mehr vor. Da ahnte er, was geschehen war. Mit einem Schrei fiel er besinnungslos hin. Zugleich erzitterte das ganze Schloß, die Türen schlossen sich, und

die Königstochter befand sich auf einmal vor dem Schlosse. Da erkannte sie, welche Thorheit sie begangen hatte, und sie weinte und klagte, aber es half nichts. Sieben Jahre, sieben Vierteljahre, sieben Wochen und siebenundsiebzig Tage mußte sie vor dem Schlosse stehen und rufen: „Königssohn, öffne!“ Erst als diese Zeit verstrichen war, öffnete sich die Thür zum Schlosse wieder; der Königssohn ließ sie ein, und nun lebten sie glücklich in demselben zusammen bis an ihr Ende.

Die Schlange ist ein verwünschter Prinz, s. J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg., Bd. II, S. 569 und III, S. 197; A. Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren, S. 96 ff. Ein anderes polnisches Schlangemärchen wird später mitgeteilt werden. Vgl. auch die Bemerkung zu Nr. 7. Zum Vernichten der Haut s. Gliński, Bazarz polski III, S. 70; Baliński, Powieści ludu, S. 130; Chelchowski, Powieści i opowiadania ludowe z okolic Przasnysza (Biblioteka „Wisly“ tom III), S. 277; Sylwestrowicz, Podania żmujdzkie (Biblioteka „Wisly“ tom XII), S. 386 (vergl. Grimm, R. G. M. Nr. 108); R. Köhler, Kleinere Schriften I, 315 ff., 511.

## 2. Der goldene Zweig.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Töchter. Jedesmal, wenn er aus der Stadt heimkehrte, brachte er denselben etwas mit, denn er liebte sie sehr. Als er eines Tages wieder nach der Stadt fahren wollte, rief er sie zu sich und fragte, was er ihnen kaufen sollte. Da bat ihn die erste um einen goldenen Schirm, die zweite um ein goldenes Kleid, die dritte aber um einen goldenen Zweig. Der Vater versprach, ihre Wünsche zu erfüllen und fuhr fort. Es fiel ihm auch nicht schwer, einen goldenen Schirm und ein goldenes Kleid zu kaufen, aber einen goldenen Zweig konnte er nicht finden, so viel er auch darnach fragte. So mußte er traurig nach Hause zurückkehren.

Sein Weg führte ihn durch einen Wald. Als er an einem mächtigen Eichbaum vorbeifuhr, sah er in die Höhe, und voll Freude bemerkte er, daß seine Zweige aus lauter Gold waren. Er hielt die Pferde an, um einen Zweig abzubrechen. Kaum hatte er das getan, als ein Löwe hinter dem Eichbaum hervorkam, ihn des Zweiges wegen zur Rede stellte und als Preis dafür das erste lebendige Geschöpf verlangte, welches ihm entgegenkommen würde. In seiner Angst versprach er dem Löwen, sein Verlangen zu erfüllen. Der Löwe verschwand sogleich hinter dem Baum, und er konnte ungehindert weiterfahren.

Es begegnete ihm aber auf dem Wege kein Geschöpf. Erst als er nahe bei seinem Hause war, da kam ihm die jüngste Tochter entgegen. Er winkte ihr zu umzukehren, allein sie verstand das Zeichen nicht, sondern kam zu ihm heran und fragte ihn nach dem Zweig. Er gab ihr denselben, wurde aber sehr traurig, weil er sie dadurch dem Löwen verkauft hatte.

Drei Tage nach dieser Begebenheit kam ein Pferd mit einem Briefe von dem Löwen an, in welchem der Löwe das forderte, was ihm versprochen worden war. Der Vater stellte sich so, als ob er das Verlangen des Löwen befriedigen wollte; in Wirklichkeit aber suchte er ihn zu hintergehen. Er ließ die Tochter seines Hirten mit schönen Kleidern ausstatten und setzte sie auf das Pferd. Nichts Böses ahnend, ging das Pferd mit dem Mädchen fort. Als sie aber in den Wald kamen, sah das Mädchen das schöne Gras. Da erinnerte sie sich an die Herde ihres Vaters und rief, in Gedanken versunken, aus: „Welch schönes Gras! Wäre doch der Vater mit dem Vieh hier!“ Das Pferd spitzte die Ohren und merkte, daß es betrogen war. Es warf das Mädchen ab und kehrte um. Aber wieder wurde es betrogen, denn man gab ihm die hübsch ausgestattete Tochter des Schweinehirten. Sie kamen wieder in den Wald. Da sah das Mädchen die vielen Eichelu liegen. Vor Freude darüber rief sie aus: „Wenn doch mein Vater seine Schweine hier hätte!“ Dadurch aber hatte sie sich verraten. Auch sie wurde abgeworfen, und das Pferd kehrte abermals zu dem Vater zurück. Jetzt erst erhielt es die Tochter, und mit dieser Schritt es zum dritten Male dem Walde zu.

Als sie zu der Eiche gekommen waren, tat sich diese auf, und das Mädchen mußte durch die Öffnung eintreten. Sie kam in eine Stube, in der ein Bett für sie hergerichtet war, und auf einem Tisch befanden sich für sie die schönsten Speisen. Sie aß davon und legte sich dann schlafen. Als es Mitternacht wurde, hörte sie ein Rattengeklirr, und herein trat der Löwe. Das Mädchen glaubte, ihre Todesstunde wäre gekommen, und betete, aber der Löwe tat ihr nichts zu leide. Er sah sie an, und in diesem Augenblick plakte auf dem Rücken seine Haut. Darauf ging er hinaus. In der nächsten Nacht kam er wieder und verwandelte sich bis zur Hälfte in einen Menschen. In der dritten Nacht bekam er seine volle Menschengestalt, und aus der Eiche wurde ein prächtiges Königsschloß. Er erzählte ihr nun, daß er ein verwünschter Königssohn wäre, und daß sie ihn erlöst habe. Dafür nahm

er sie zur Frau, und sie lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Zu dieser kurzen Form des Märchens vergl. Grimm, R. S. Nr. 88 und Anm. (Dazu R. Köhler, Kleinere Schriften I, 604); L. Bechstein: Das Nußzweiglein; R. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 384 (Vom goldenen Klingelflangel); M. Doepfen, Aberglauben aus Masuren, S. 142 (Die Rose); G. Stier, Ungarische Sagen und Märchen, Nr. 8 (Die redende Weintraube, der lachende Apfel und der klingende Pfirsich); Chelchowski, Powiesci i opowiadania ludowe z okolic Przasnysza (Biblioteka „Wisly“ tom III), S. 70 ff. (Von dem Drachen mit acht Köpfen); Gliński, Bazarz polski II, S. 115 ff. — Das Versprechen, das erste begegnende lebende Wesen herzugeben, ist auch sonst weit verbreitet; vgl. auch das schwed. Märchen vom Graumantel (vergl. Grimm, R. S. Nr. 324 und die Anm. zum Marienkind.)

### 3. Aschenmichel.

Es war einmal ein Michel, der den ganzen Tag über hinter dem Ofen in der Asche saß. Deshalb wurde er Aschenmichel genannt. Am liebsten hätte er nichts gearbeitet, da er aber essen wollte, und dazu nicht wenig, so sagte seine Mutter zu ihm: „Aschenmichel, bringe Wasser, sonst backe ich keine Kuchen.“ Und Aschenmichel mußte nach Wasser gehen, so schwer ihm auch dieser Gang wurde, denn er hatte Hunger. Als er nun mit dem Eimer im Flusse Wasser schöpfte, fing er ein Goldfischchen. Darüber freute er sich sehr und sagte: „Dich werde ich braten.“ Aber das Goldfischchen bat ihn und sprach: „Tue mir nichts zu leide und laß mich wieder schwimmen. Dafür werde ich Dir auch alles tun, was Du verlangst. Nur mußt Du sagen: Fischchen mit den goldnen Schuppen, bring mir dies und das!“ Da ließ Aschenmichel das Goldfischchen wieder in den Fluß und sagte: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, trage den Eimer voll Wasser nach Hause!“ Und im Augenblicke war der Eimer voll Wasser in der Stube. Als aber die Mutter Kuchen backen wollte, fehlte ihr das Holz, und sie sagte zum Aschenmichel: „Geh in den Wald und bringe mir Holz!“ Und Aschenmichel nahm die schwere Axt auf die Schulter und ging in den Wald zu einem mächtigen Baume. Da sagte er: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, schaffe Holz!“ Da fiel der Baum um

und zersplitterte in lauter Späne; und Aschenmichel sagte: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, trage das Holz zu meiner Mutter!“ Sogleich war das Holz in der Küche bei der Mutter, und weil Aschenmichel das Holz so schnell beschafft hatte, bekam er auch ein großes Stück Kuchen mit Butter beschmiert. Der Kuchen schmeckte ihm so gut, daß er glaubte, der König habe keinen besseren, und da er noch dazu dem Goldfischchen befehlen durfte, was ihm in den Sinn kam, so glaubte er, ein großer Herr zu sein.

Eines Tages setzte er sich hin und schrieb einen Brief an den König und verlangte darin von ihm seine Tochter zur Frau. Diesen Brief gab er der Mutter und befahl ihr, ihn dem König zu überbringen. Die Mutter tat es. Da aber Aschenmichel in der Schule wenig gelernt hatte, so war seine Schrift so unleserlich, daß niemand den Brief lesen konnte. Der König mußte alle Gelehrten seines Volkes zusammenrufen, und nur mit großer Mühe entzifferten diese den Brief. Als der König erfuhr, was Aschenmichel von ihm verlangte, war er über seine Keckheit erstaunt; doch weil er ihn noch nicht kannte, wollte er ihn erst sehen. Er ließ anspannen und fuhr mit seiner Tochter hin, um Aschenmichel zu besuchen. Sie traten in die Stube, und Aschenmichel saß in der Asche hinter dem Ofen. Als die Königstochter den schmutzigen Aschenmichel sah, spuckte sie auf ihn und kehrte mit ihrem Vater in das Schloß zurück. Das ärgerte den Aschenmichel, und er rief: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, bringe mir ein milchweißes Pferd und eine milchweiße Rüstung!“ Und auf der Stelle hatte er das Verlangte. Aschenmichel zog jetzt die Rüstung an, setzte sich auf das Pferd und ritt nach dem königlichen Schlosse. Er sah aber auch sehr stattlich aus. Als ihn die Königstochter von weitem kommen sah, wunderte sie sich über den schönen Ritter und beschied ihn zu sich. Er gefiel ihr auch so gut, daß sie ihn zum Manne nahm. Dem König sagte sie jedoch nichts davon, denn der hätte in die Verbindung mit einem einfachen Ritter nie eingewilligt. Als aber die Königstochter einen Sohn bekam, da erfuhr es der König. Aus Zorn wollte er die Tochter verbrennen lassen, doch wünschte er erst ihren Mann kennen zu lernen, um ihn mit zu verderben. Aber Aschenmichel saß wieder hinter dem Ofen in der Asche und ließ sich durch Goldfischchen öfters seinen Sohn holen. Dadurch aber wurde er verraten. Denn als der Kleine einst einen Apfel vom Besuch mitbrachte, fragte man ihn, woher er denselben habe.

„Vom Vater“, sagte der Knabe. Da nahm man ihn, und er mußte den Ort zeigen, wo Aschenmichel wohnte. Aschenmichel wurde gefangen genommen und vor den König gebracht. Dieser befahl, Aschenmichel, seinen Sohn und die Königstochter in eine große gläserne Kugel zu setzen und dann alle drei ins Meer zu werfen. So, glaubte er, würden alle drei ertrinken. Aber Aschenmichel sagte: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, bringe uns auf eine Insel!“ Und sogleich schwamm die Kugel mit den drei Menschen einer Insel zu. Aber diese lag weit im Meere, und die Fahrt dauerte sehr lange. Die Königstochter hatte Hunger. Da sagte Aschenmichel: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, bringe uns Brot!“ Und Goldfischchen brachte sechs Brote, für jeden zwei. Bald waren sie auch an einer Insel angelangt. Da sagte Aschenmichel: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, mache ein Bett aus weichem Moos!“ Und bald stand dieses fertig da für die Königstochter und das Kind. Aschenmichel aber besah sich eine schöne Gegend auf der Insel und befahl alsdann dem Goldfischchen, daselbst ein Schloß aufzustellen. Und Goldfischchen führte den Auftrag aus, und es stand ein schönes Schloß da, ein schöneres als das des Königs. In dieses zog nun Aschenmichel mit seiner Familie ein.

Nach einiger Zeit veranstaltete Aschenmichel ein großes Fest und lud den König und seine Räte dazu ein. Die Geladenen erschienen. Da sagte Aschenmichel zu dem König: „Herr König, Ihr habt mich töten wollen; ich aber will Euch kein Leid dafür antun.“ Der König wurde sehr gerührt, und er ernannte Aschenmichel zu seinem Nachfolger. So wurde Aschenmichel nach wenigen Jahren König.

Ausführlicher findet sich das Märchen bei Gliński, Bazarz polski I, 161 ff. und II, 71 ff. Im letzteren ist der Wundertäter ein in einen Krebs verwünschter Prinz. Zu vergleichen sind auch Klechdy, starozytne podania i powieści ludowe, Posen 1902, S. 202 ff. und Gliński, Bazarz polski III, 8 (Brassen) und 63 (Goldfisch). Zu dem Märchen s. auch Grimm R. G. M. Nr. 19 (Von dem Fischer un syner Fru) und Nr. 85 (Die Goldkinder); A. Ruhn, Märkische Sagen, S. 273 (De Kossät un sine Fru); Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 431 (Der faule Hans); Goldschmidt, Russische Märchen, S. 117 (Goldfischchen). Von hilfreichen Fischen wird

ferner erzählt bei Grimm, R. G. M. Nr. 126 (Ferenand getrü und Ferenand ungetrü), Nr. 191 (Das Meerhäschen); E. Schreck, Finnische Märchen, S. 56 ff. und Blätter für pomm. Volkskunde 2, 75. Hier bringt ein Kaulbarsch die Schlüssel auf seinem Rücken aus dem Meeresgrunde hervor. Von der Last war ihm der Rücken krumm geworden, und seit der Zeit haben alle seine Nachkommen einen krummen Rücken. — Das Einschließen in eine gläserne Kugel und das Aussetzen auf dem Meere, von dem im Märchen erzählt wird, scheint auf eine altertümliche Strafe hinzuweisen, s. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 701 und 741: Diebe und Mörder, deren Hinrichtung vermieden werden sollte, wurden in ein steuerloses leeres Schiff gesetzt und auf das Meer gestoßen. So auch Grimm R. G. M. Nr. 16: Die ungetreue Königstochter wird mit ihrem Helfershelfer in ein durchlöcheriges Schiff gesetzt und hinaus ins Meer getrieben, wo sie bald in den Wellen versinken; ebenso Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg II, S. 347: Jan wurde sofort ergriffen und mit des Grafen Tochter auf ein Schiff gebracht, und zwischen beiden ward eine Scheidewand errichtet; das Schiff aber wurde den Wellen übergeben, ohne Mast und Segel, ohne Steuer und Ruder und ohne Speise und Trank, damit die beiden durch Hunger und Durst oder im Wasser jämmerlich zu Grunde gehen sollten. In einem pommerschen Märchen (Blätter für pomm. Volkskunde 4, 41) tritt an Stelle des Schiffes ein hölzernes schwimmendes Badehaus mit nachgebendem Fußboden. Gewöhnlich aber wird ein Kasten, eine Tonne oder auch ein eisernes oder mit Nägeln ausgeschlagenes Faß gebraucht: Grimm R. G. M. Nr. 13, 89 und 135; D. Knoop, Hinterpommersche Sagen, S. 233; Goldschmidt, Russische Märchen, S. 118 und 149; E. Schreck, Finnische Märchen, S. 61 und 89; Gliński, Bazarz polski II, S. 49. Eine gläserne Kugel erwähnt noch A. Ruhn, Märkische Sagen, S. 272.

#### 4. Der Dumme.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei kluge Söhne und einen dummen. Eines Tages gab er dem ältesten von den klugen Söhnen Brot und Milch und schickte ihn für die Nacht auf eine Wiese, wo allnächtlich Heu gestohlen wurde. Dort sollte er wachen

und auf die Diebe passen. Kaum war er dort, da begegnete ihm ein alter Mann, der bat ihn um ein Stück Brot; er aber wies ihn ab und schimpfte noch dazu, so daß der alte Mann von dannen ging und sagte: „Dein Wachen ist vergebens.“ Und so war es auch. Kaum hatte er sich hinter einen Heuhaufen niedergesetzt, da schlief er ein und merkte nicht, wie ein Pferd kam und einen ganzen Haufen Heu auffraß.

Am nächsten Tage wurde der zweite Sohn geschickt, um des Nachts auf der Wiese zu wachen. Auch diesem begegnete der alte Mann und bat um ein Stückchen Brot, aber vergebens, und so schlief auch er ein. Am dritten Abend erbot sich der Dumme zu wachen. Seine Brüder lachten ihn aus, ließen ihn aber doch gehen. Er bekam aber nicht Brot und Milch mit, wie die beiden andern, sondern nur einen in der Asche gebackenen Kuchen und Wasser. Als er dem alten Mann begegnete, klagte er diesem die Ungerechtigkeit seines Vaters und seiner Brüder. Der alte Mann — es war der Heiland selbst, der gekommen war, um die Menschen auf ihre Mildtätigkeit zu prüfen — bat ihn um ein Stück dieses Kuchens. Er erhielt es sofort und aß davon. Dann ging er fort, während der Dumme sich an einen Heuhaufen setzte, um zu wachen. Er schlief nicht ein, sondern als das Pferd kam, fing er es, setzte sich darauf und ritt nach Hause. So wurde er ein reicher Mann.

In ganz kurzer Form, ohne alle märchenhaften Züge, findet sich dies Märchen, das auch nur Bruchstück ist, bei G. Beckenstedt, Wendische Sagen, S. 57; ausführlicher bei G. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, S. 96 (Der dumme Wirrschopf); W. v. Schulenburg, Wendische Volksagen und Gebräuche aus dem Spreewald, S. 69 ff. (Der goldene Apfel); Blätter für pommersche Volkskunde 3, 84 ff. (Dummhas). Erster Teil eines längeren Märchens ist es bei Chelchowski, Powiesci i opowiadania ludowe z okolic Przasnysza (Biblioteka „Wisly“ tom VI), S. 85 ff. Hier sind es drei Pferde: Sonne, Mond und Sterne, welche ein Haferfeld verwüsten. Bei Gliński, Bazarz polski II, S. 13 ff. ist es eine Stute mit zwölf Füllen. Zum Stehlen des Heues s. auch Blätter für pomm. Volkskunde 8, 6 f. (Der weiße Hase) und A. Szulczewski, Allerhand fahrendes Volk in Rußland, S. 39.

### 5. Der Räuber mit dem grünen Bart.

Es war einmal ein Mädchen, das wollte nur einen Mann mit einem grünen Barte heiraten und wies deshalb alle jungen Männer, die sich um ihre Hand bewarben und nicht einen solchen Bart hatten, ab. Sie mußte aber lange auf einen Freier warten, denn Männer mit grünen Bärten gab es in der ganzen Umgegend nicht. Endlich kam doch einer, und sie verlobte sich mit ihm. Es war das aber ein Räuber, welcher von dem Wunsche des Mädchens gehört und sich seinen Bart grün gefärbt hatte.

Eines Tages fragte ihn das Mädchen, wo er wohne, denn er hatte bis dahin noch nichts über seine Person verlauten lassen. „Im Walde“, war seine Antwort. Und als sie weiter fragte, erzählte er ihr, daß im Walde an einer Eiche ein Brett mit einem schwarz gemalten Adler hänge, und hinter demselben hänge der Schlüssel zu seiner Wohnung.

Diese Worte ließen dem Mädchen keine Ruhe, und als es Abend wurde und schon alle im Hause schliefen, da stand sie auf, um die von ihrem Bräutigam bezeichnete Eiche zu suchen. Sie kam in den Wald und ging immer weiter und weiter und fand endlich die Eiche mit dem aufgenagelten Brett. Sie griff hinter dasselbe und hatte den Schlüssel. Mit diesem öffnete sie die Tür zu einer Höhle. Sie trat hinein und befand sich in einer Stube, in welcher sich lauter Gemüll befand. Sie ging weiter. Die zweite Stube war grün gemalt, die dritte war mit Talerstücken ausgeschlagen, die vierte war voll Kleider, in der fünften stand ein Block mit einem Beil, und die sechste war mit Leichen angefüllt.

Noch war sie mit der Besichtigung der Stuben nicht fertig, da hörte sie Schritte im Walde, und in der Angst, von den Räubern entdeckt zu werden, versteckte sie sich zwischen den Leichen. Nach wenigen Augenblicken traten zwei Räuber mit einem Mädchen in die Stube. Sie gingen an den Block, und während der eine Räuber das Mädchen festhielt, hakte der andere ihm den Kopf und dann den Finger mit dem Ringe ab. Dieser fiel unter die Leichen gerade vor das Mädchen. Die Räuber wollten ihn suchen, aber da es finster war, verschoben sie es bis zum Morgen. Sie gingen dann in die erste Stube, legten sich auf das Gemüll und schliefen ein.

Darauf hatte das Mädchen nur gewartet. Sie stand auf, steckte den Finger mit dem Ringe zu sich und ging leise hinaus.

Als sie an den schlafenden Räubern vorbeihuschte, machte der eine von ihnen auf, stieß den andern an, so daß auch dieser erwachte, und fragte: „Ging da nicht jemand vorbei?“ Der andere aber war voll Schlafes und antwortete: „Es wird wohl eine Maus gewesen sein.“ Damit legten sich beide auf die andere Seite und schliefen weiter.

Vor Morgenanbruch kam das Mädchen nach Hause, und niemand hatte gemerkt, daß sie in der Nacht fortgewesen war. Am nächsten Tage erzählte sie ihrem Bräutigam von einem Traume, den sie in der Nacht gehabt haben wollte. Sie war, so sagte sie, in einer Höhle im Walde gewesen; in derselben waren sechs Stuben, die erste war voll Gemüll, die zweite war grün gemalt, die dritte mit Talern ausgeschlagen, die vierte voll Kleider, in der fünften stand ein Block, und die sechste war mit Leichen angefüllt. Da merkte der Räuber, daß er von dem Mädchen erkannt war, und mit einem Male war er ohne Abschied verschwunden.

Jetzt erzählte das Mädchen ihren Eltern, was sie wußte. Sie zeigte auch den Ring, auf welchem der Name des getöteten Mädchens eingegraben war, und übergab ihn den Eltern der Ermordeten. Darauf versammelten sich viele Männer, und unter Anführung des Mädchens zogen sie nach der Höhle. Sie fanden die Räuber darin, banden und töteten sie. Das Mädchen aber trug seit der Zeit kein Verlangen mehr nach einem Mann mit einem grünen Barte, sondern heiratete den ersten, der nach dieser Begebenheit um sie anhielt.

Dieselbe Erzählung bei R. Zawiliński, *Z powiesci i pieśni górali beskidowych* (Biblioteka „Wisly“, tom V), S. 24 ff. Zu dem Inhalte vergl. Grimm, *R. S. M.* Nr. 40 (Der Räuberbräutigam). Auch hier erzählt die Braut ihr Erlebnis im Hause des Räubers als Traum und führt dadurch die Ergreifung und Bestrafung der Räuberbande herbei. Vgl. ferner G. Stier, *Ungarische Sagen und Märchen* Nr. 6. Das Märchen ist, wie bemerkt wird, augenscheinlich einem deutschen Märchen bei L. Kannegießer, Nr. 6, S. 44 (Der warnende Vogel) nachgebildet. Nach einer kurzen Bemerkung bei W. v. Schulenburg, *Wendische Volksagen und Gebräuche im Spreewald*, S. 5, wird in einer Räubergeschichte aus Burg ein Räuberhauptmann Kagażki genannt. Dieser verlockt als Freier eine junge Gräfin in den Wald. Hingestreuten Erbsen folgend, gelangt sie durch eine Eiche in die Räuberwohnung,

hascht dort den Finger eines anderen Schlachtopfers und gelangt glücklich wieder in des Vaters Schloß. Dort werden bei einem scheinbaren Hochzeitsmahle die 80 Räuber umgebracht. — Der Räuber mit dem grünen Barte verdankt seine Entstehung wohl dem Ritter Blaubart in Ludwig Bechsteins Märchen. Mit dem unsrigen deckt sich ein pommersches Märchen in den Blättern für pomm. Volkskunde 9, 47 f. Der Räuber hat hier einen Schnurrbart, den er sich grün gefärbt hat. Von einem Räuber Grünbart erzählt ferner ein Märchen bei G. Beckenstedt, *Wendische Sagen*, S. 214 ff. und bei A. Schleicher, *Litauische Märchen*, S. 22 ff.

#### 6. Der wunderbare Gurt.

Bruder und Schwester gingen einmal in den Wald. Da fanden sie unter einem Baume einen Gurt liegen, auf welchem die Worte standen: „Wer diesen Gurt umschnallt, der hat hundert Manneskräfte.“ Der Bruder hob den Gurt auf und las die Worte. „Halt“, dachte er bei sich, „solchen Gurt kann ich gebrauchen.“ Er schnallte ihn um den Leib und wurde auf einmal so stark wie hundert Männer zusammen.

Den Gurt hatte aber ein Räuberhauptmann verloren, der mit seinen Gefellen nicht weit davon eine Waldhütte bewohnte. Und als Bruder und Schwester weitergingen, trafen sie auf die Hütte, und nichts Böses ahnend, gingen sie hinein. Da wurden sie plötzlich von den Räubern umringt. Sie sollten gebunden und dann getötet werden. Als der Bruder das merkte, ergriff er schnell einen Knüppel, und mit ein paar Hieben tötete er alle Räuber. Nur dem Räuberhauptmann gelang es, unbemerkt in den Wald zu entkommen.

Die Geschwister fanden in der Hütte viele Schätze, welche die Räuber seit vielen Jahren zusammengestohlen und hier verwahrt hatten. Den Bruder jedoch, der durch die Heldentat mit den Räubern den rechten Mut bekommen hatte, konnten sie nicht abhalten weiterzuwandern. Und als die Schwester nicht mitgehen wollte, ließ er sie in der Hütte zurück und ging davon.

Es dauerte nicht lange, so kam der Räuberhauptmann aus dem Walde zurück. In der Hütte fand er das Mädchen allein, das ihn aber nicht erkannte. Er sagte, er sei ein armer Wanderer, der sich im Walde verirrt habe, und bat um ein Obdach. Ihm war es aber nur um den Gurt zu tun, den er bei dem Bruder

des Mädchens vermutete, und mit deren Hilfe er wieder in den Besitz des Gurtes zu kommen hoffte. Er blieb also, als das Mädchen nicht nein sagte, war ihr bei der Arbeit behilflich, und mit der Zeit gewann sie ihn so lieb, daß sie ihn zum Manne nahm.

Jetzt zeigte ihm die junge Frau alle Schätze in der Hütte und erzählte ihm auch, auf welche Weise dieselben in ihren Besitz gekommen wären. Der Räuber tat so, als ob ihm das alles etwas Neues wäre. Als er aber von dem Gurt hörte, da bat er sie, dem Bruder denselben zu entwenden und ihm zu geben. Anfangs wollte sie nicht auf seinen Vorschlag eingehen; da er aber nicht nachließ zu bitten, willigte sie schließlich ein und versprach es.

Unterdessen war der Bruder weit in der Welt herumgekommen und hatte viele Heldentaten vollführt. Da überkam ihn die Sehnsucht nach der Schwester, und er zog heim. Eines Tages sah ihn die Schwester kommen. Als sie das ihrem Manne sagte, versteckte sich dieser in der Kammer und befahl ihr, sich ins Bett zu legen und sich krank zu stellen. Sie sollte dann den Bruder um die Milch einer Wölfin und den Apfel des Zauberers hinter den sieben Bergen bitten. So, hoffte er, würde sein Schwager entweder von der Wölfin oder von dem Zauberer umgebracht werden, und er würde dann den Gurt wiedererhalten, denn mit dem Zauberer war er gut Freund.

Der Bruder erschien in der Hütte. Als er die Schwester krank liegen sah und hörte, wie sie klagte und jammerte, da wurde er gar traurig. Sie suchte ihn zu trösten und sagte: „Ach, wenn ich nur die Milch einer Wölfin und den Apfel des Zauberers hinter den sieben Bergen hätte, so würde ich gesund werden.“ Da nahm der Bruder Stock und Hut und ging fort, um das Gewünschte zu holen.

Eine Wölfin brauchte er nicht lange zu suchen. In einer Höhle fand er sie, ihre Jungen säugend. Er fing und molk sie. Darauf machte er sich auf die Suche nach dem Zauberer. Es dauerte lange, bis er dessen Hütte erreichte. Mit dem Zauberer hatte er einen langen und schweren Kampf zu bestehen, denn derselbe war nicht nur mächtig stark, sondern es halfen ihm noch mehrere Geister. Endlich aber erschlug er ihn, nahm ihm den Apfel und eine Salbe weg und ging davon. Die Salbe, welche die Kraft hatte, daß zerstörte Glieder nachwachsen, sobald man die betreffende Körperstelle damit bestrich, versteckte er unterwegs in einen hohlen Baum in der Nähe der Räuberhütte. Dann übergab er der

Schwester die Milch und den Apfel. Um sich nicht zu verraten, stand sie auf, denn sie sah, daß die List ihres Mannes nichts geholfen hatte.

Von dem Kampfe mit dem Zauberer war der Bruder mit Schweiß und Schmutz bedeckt, und bald, nachdem er sich etwas ausgeruht hatte, fing er an, sich zu waschen. Dabei legte er den Gurt ab. In demselben Augenblick sprang der Räuberhauptmann aus seinem Versteck hervor und nahm den Gurt an sich. Jetzt war er stark. Er nahm den Schwager gefangen, stach ihm beide Augen aus, führte ihn weit in den Wald und ließ ihn allein. Darauf kehrte er zu seiner Frau zurück, entdeckte sich ihr und stach sie nieder. Endlich fing er aus Freude über den wiedererhaltenen Gurt an zu trinken, so daß er bald besinnungslos in einer Ecke lag.

Der Bruder aber tastete sich im Walde von Baum zu Baum. Plötzlich stand er vor demjenigen, in welchem er die Salbe versteckt hatte. Er suchte sie hervor und bestrich damit beide Augenhöhlen, und alsobald hatte er seine Augen wieder. Dann eilte er nach der Hütte. Hier fand er den Räuber besinnungslos liegen. Er tötete ihn, nahm ihm den Gurt weg und ging von dannen.

Zu dem Inhalte des Märchens vgl. R. Jamiliński, *Z powieści i pieśni górali beskidowych*, S. 28 ff. (O telfebrze powiastka) und Baliński, *Powieści ludu*, S. 120. In dem ersten Märchen ist der Held der Sohn eines Feldwebels, der mit seiner Mutter in den Wald geht. Die Stärke verleihen ihm Hemd, Schwert und Ring seines Vaters. Die Untreue begeht die Mutter. Ebenso bei J. Wenzig, *Westslavischer Märchenschatz*, S. 144 ff. (Von der Mutter und ihrem Sohne), Müllenhoff, *Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg* S. 416 ff. (Das blaue Band) und in einem rumänischen Märchen: *Archiv des Ver. f. siebenbürg. Landeskunde*, N. F. 33, 1906, 499. Die Untreue begeht die Gattin an dem Gatten: *Blätter für pomm. Volkskunde* V, 20; die Schwester an dem Bruder: *Blätter für pomm. Volkskunde* IV, 21 ff. (Die falsche Schwester); A. Schleicher, *Litauische Märchen*, S. 54 ff. (Von den Räubern und der Prinzessin, die einem Drachen versprochen war); E. Schreck, *Finnische Märchen*, Nr. 14 (Die dem Wassernix versprochenen Kinder). Im übrigen vergl. man zu diesen Märchen den Aufsatz von Fried-

rich von der Leyen: Zur Entstehung des Märchens, in Herigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 116, S. 284 f.

7. Die singende Flöte.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, aber keinen Sohn, und deshalb wollte er eine von seinen Töchtern zu seinem Nachfolger machen. Da er sie alle drei gleich liebte, so beschloß er, die Wahl dem Zufall zu überlassen. Eines Tages schickte er alle drei in den Wald: welche von ihnen zuerst ihr Töpfchen voll Beeren gesammelt hätte, die sollte sein Nachfolger werden. Im Walde fand aber die jüngste die meisten Beeren; noch ehe die anderen ihr Töpfchen zur Hälfte voll hatten, war sie schon fertig und wollte nach Hause gehen. Da geriet die älteste Schwester, die durchaus Königin werden wollte, in Zorn, hielt sie an und forderte die Hälfte der Beeren für sich. Als die Jüngste darauf nicht eingehen wollte, zückte jene einen Dolch nach ihr. Zwar sprang die zweite Schwester herzu, um die jüngere zu retten, aber schon lag diese tot auf der Erde. Die Älteste nahm nun der zweiten das Versprechen ab, keinem etwas von dem Morde zu sagen; dann verscharrte sie die Tote in der Erde und ging nach Hause. Zwar suchte man nach der jüngsten Königstochter, aber da man sie nirgends fand, vergaß man sie bald, und die Älteste wurde zum Nachfolger des Königs ausgerufen.

Aus dem Grabe der Königstochter aber wuchs ein Weidenbaum hervor, und es blühte dabei eine wunderschöne Blume. Nun traf es sich, daß ein Schäfer in dieser Gegend seine Schafe hütete. Als der die wunderschöne Blume bemerkte, brach er sie ab und steckte sie hinter das Band seines Hutes. Aus Freude über diesen Fund schnitt er sich dann von dem Weidenbaum einen Zweig ab und machte sich eine Flöte, um darauf zu spielen. Als er nun hineinblies, da sang sie:

Spiele, Schäfer, spiele und greife richtig:  
Die älteste Schwester hat mich getötet,  
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Der Schäfer war hocherfreut über den Besitz der singenden Flöte, und als er seine Schafe an dem königlichen Schlosse vorbeitrieb, spielte er auf ihr. Da kamen die Diener aus dem Schlosse und kauften ihm die Flöte ab. Sie brachten sie zum König. Dieser blies hinein, und sie sang:

Spiele, Vater, spiele und greife richtig:  
Die älteste Schwester hat mich getötet,  
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Der König war höchst verwundert über die Flöte und rief die beiden Töchter herbei. Zuerst blies die zweite hinein, und die Flöte sang:

Spiele, Schwesterchen, spiele und greife richtig:  
Die älteste Schwester hat mich getötet,  
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Da wurde diese an die Mordtat erinnert, wurde blaß im Gesichte und gab schnell die Flöte der älteren Schwester. Diese blies hinein, und die Flöte sang:

Spiele, Mörderin, spiele und greife richtig:  
Du hast mich im Walde getötet,  
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Jetzt kam die Mordtat ans Tageslicht. Die Mörderin wurde auf das Feld geführt, und man ließ sie durch Pferde in Stücke reißen.

Eine andere polnische Fassung des Märchens im Rogasener Familienblatt VIII, Nr. 2 stammt aus Neudorf bei Wronke und beruht — nach Angabe des Erzählers — auf einem alten polnischen Volksliede, dessen beide erste Strophen dort mitgeteilt sind. Das Märchen ist auf slavischem Gebiet weit bekannt, vergl. Woycicki, Polnische Volkssagen und Märchen, übersetzt von Lewestam, S. 105 ff. und S. 150; St. Polaczek, Wies Rudawa (Biblioteka „Wisly“, tom IX), S. 248 ff. Ähnlich ist das Märchen XXVI bei Baliński, Powieści ludu, S. 130 ff. Der Bräutigam ist hier ein in Schlangengestalt verwünschter Jüngling, der das Mädchen erlöst und heiraten will. Aus Eifersucht wird die Braut von der Schwester erschlagen, diese aber wird vom Blitz getötet. Zu der singenden Flöte sind ferner zu vergleichen: Grimm, R. S. M. Nr. 28 (Der singende Knochen); L. Bechstein (Der Wachholderbaum); K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 495 (Es kommt doch einmal an den Tag); Toeppen, Aberglauben aus Masuren, S. 139 (Der goldene Apfel); Blätter für pomm. Volkskunde 6, 20 (Die Flöte). In den drei zuletzt genannten Märchen handelt es sich um Brudermord, der durch eine singende Flöte entdeckt wird. Von einem singenden Spinnrade erzählt J. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 45 ff.

(Das goldene Spinnrad) und Milenowsty, Volksmärchen aus Böhmen, S. 143. Über dieses Märchenmotiv handelt ausführlich R. Köhlers Aufsatz Die Ballade von der sprechenden Harfe (Aufsätze über Märchen und Volkslieder, S. 79 ff.)<sup>1)</sup>. Über den weitverbreiteten Glauben, daß Pflanzen aus den Gräbern wachsen, in denen der Tote weiter lebt, s. die Literaturangaben bei H. Hepding, Altis, S. 119, 4. Dazu M. G. Marriage, Poet. Beziehung des Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt im heutigen Volkslied (Heidelb. Diss. 1898), S. 31 ff.

### 8. Der Mann ohne Herz.

Es war einmal ein Vater, der hatte sieben Söhne. Der jüngste von diesen blieb immer zu Hause und führte die Wirtschaft, melkte die Kuh, kochte das Essen und bestellte den Acker. Er sollte auch einmal die Wirtschaft bekommen und sich verheiraten, während die Brüder anderwärts Arbeit suchen sollten. Eines Tages schickte er seine älteren Brüder aus, damit sie ihm eine Braut ausuchten, denn in der Nähe war kein passendes Mädchen für ihn. Unterwegs kamen sie an einem Hause vorbei, welches im Walde stand. Dieses gehörte einem Zauberer, aber sie wußten es nicht und traten bei ihm ein. Der Zauberer fragte sie, welches Ziel sie bei ihrer Reise verfolgten, und sie erzählten ihm, sie wollten für ihren jüngsten Bruder, der zurückgeblieben wäre, eine Braut suchen. Sie wurden nun von dem Zauberer bewirtet und eingeladen, auf der Rückreise wieder bei ihm einzukehren und ihm die Braut zu zeigen. Darauf gingen sie weiter und kamen in ein Dorf, und da fanden sie auch eine Braut, die bereit war, mit ihnen zu gehen. Als sie aber zusammen bei dem Zauberer eintraten, da berührte dieser die Brüder mit einem Stabe und verwandelte sie in graue Steine. Die Braut nahm er für sich, und sie mußte seine Frau werden.

Aber die Braut weinte sehr und sagte zu dem Zauberer, sie würde sich in dieser Einsamkeit sehr fürchten, wenn er sterben sollte; doch er tröstete sie und erwiderte ihr, daß er nicht sterben könne, weil er kein Herz habe. Bewundert blickte sie auf und fragte ihn, wo er denn das gelassen habe. Der Zauberer sagte, das wäre im Rissen verborgen. Als sie nun aus Blumen einen Kranz winden

<sup>1)</sup> Dazu auch Kl. Schr. I, 49; Singer, Schweizer Märchen, I. Forts. 146 f.

und das Rissen mit dem Herzen bekränzen wollte, da lachte er und sagte, es wäre in der Tür eingeschlagen. Aber sie glaubte ihm jetzt nicht und quälte ihn so lange mit Fragen, bis er ihr gestand, daß sein Herz in einem einsamen Kirchlein weit, weit im Walde aufgehängt sei.

Mittlerweile wartete der jüngste Bruder zu Hause vergebens auf die Ankunft der Braut und seiner Brüder. Als sie auch nach Wochen noch nicht erschienen waren, da machte er sich auf, um sie zu suchen. Auch er kam an das Haus des Zauberers, der aber gerade abwesend war, und erfuhr nun von der jungen Frau, wer sie sei, und wie es seinen Brüdern ergangen wäre. Es war schon Abend, und der Zauberer mußte bald zurückkehren; sie versteckte ihn daher in der Stube, in welcher er übernachten sollte, unter der Bettstelle.

Am nächsten Morgen verließ der Zauberer das Haus wieder, und der junge Mann kroch unter dem Bette hervor. Die junge Frau gab ihm nun den Rat, das Herz des Zauberers zu suchen, da er ohne dasselbe nicht sterben könne. Und damit er unterwegs keine Not litte, gab sie ihm ein Tuch mit, das ihn, sobald er es auseinanderfaltete, mit den nötigen Speisen versorgen würde. So verließ er seine einstige Braut und zog weiter, um das Herz des Zauberers zu suchen. Als er mitten im Walde war, bekam er Hunger. Er faltete das Tuch auseinander und hatte sofort die besten Speisen darauf stehen. Nachdem er sich gesättigt hatte, rief er: „Wer essen will, der komme!“ Da kam ein großer roter Dohle brüllend herbei und aß alles auf, was auf dem Tuche übrig geblieben war. Dann entfernte er sich. Der Jüngling faltete das Tuch zusammen und ging weiter. Als er wieder Hunger hatte, breitete er das Tuch wieder auseinander, aß sich satt und lud am Ende wieder jeden ein, der essen wollte. Diesmal kam ein großes Schwein und sättigte sich. Dann ging er wieder weiter, immer tiefer in den Wald hinein. Als er sich zum dritten Male gesättigt und wieder eingeladen hatte wie vorher, kam ein Adler und aß sich satt.

So wanderte er immer weiter und kam eines Tages zu einem kleinen Kirchlein. Dieses stand auf einer Insel mitten in einem Teiche, und vor die Tür war ein großer Stein gewälzt. Der Jüngling merkte, daß er bei dem richtigen Kirchlein angelangt war. Wie er nun darüber nachdachte, wie er wohl hineinkommen könnte, kam der rote Dohle und trank das Wasser des Teiches aus, so daß

er an die Kirche heran konnte. Der Stein vor der Kirche war aber sehr groß, und er konnte ihn nicht wegwälzen. Da kam ihm das Schwein zur Hilfe und wühlte so lange bei dem Steine herum, bis dieser umfiel. So kam er in die Kirche hinein, und da sah er hoch oben über dem Altar das Herz hängen. Während er Anstrengungen machte, es herabzuholen, kam der Adler hineingeflogen, riß das Herz ab und gab es dem Jüngling. Dieser eilte hoch erfreut von dannen. Hinter ihm schloß sich die Kirche wieder, der Stein wälzte sich wieder vor die Thür, und der Teich füllte sich wieder mit Wasser an.

Nach mehreren Tagen kam er in dem Hause des Zauberers an und traf ihn nicht daheim. Die Frau versteckte ihn wieder unter dem Bette. Als nun der Zauberer ankam, da klagte er über große Schmerzen, denn auf der langen Reise war das Herz wund geworden. Da klagte und jammerte die junge Frau und fragte ihn, was sie wohl in der Einsamkeit anfangen sollte, wenn er stirbe. Da sagte der Zauberer, sie solle alsdann den Stab nehmen und die Steine damit anrühren; dann würden die sich wieder in die früheren Männer verwandeln, die sie hierher gebracht hätten. Als der Jüngling unter dem Bette das hörte, da drückte er vor Freude das mitgebrachte Herz zusammen, und in demselben Augenblick sank der Zauberer tot hin. Jetzt kroch der Jüngling unter dem Bett hervor und berührte mit dem Stabe die grauen Steine, und sogleich verwandelten sich diese wieder in Menschen. Dann nahm er seine Braut und alle Schätze, die in der Hütte angesammelt waren, und alle zusammen zogen heim. Der Jüngste heiratete seine Braut und lebte mit ihr glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Das selbe Märchen bei L. Bechstein: Der Mann ohne Herz. Nur die sechs Bräute der älteren Brüder fehlen in der polnischen Erzählung; auch ist das Herz nicht in der Kirche aufgehängt, sondern befindet sich in einem unsterblichen Vogel, der in der Kirche auf- und abfliegt. Ebenso bei Müllenhoff, Sagen usw. der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg VII (S. 404 ff.), wo außerdem auf ein ähnliches dänisches und norwegisches Märchen verwiesen wird. In dem schon erwähnten Märchen von der Mutter und ihrem Sohne bei J. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 153, nimmt die Mutter dem in Stücke zerschlagenen Sohne das Herz und hängt es an einer Schnur im Schlosse auf. Der Jüngling

wird von der Heiligen Nedelke wieder lebendig gemacht, muß sich dann aber sein Herz wieder erwerben. Ebenda S. 190 wird von einem Zauberer erzählt, der kein Herz hat. In dem Walde ist ein großer Baum; unter dem Baum weidet ein Hirsch, in dem Hirsch ist eine Ente, in der Ente ist ein goldenes Ei, und in dem Ei ist seine Kraft, denn in ihm ist sein Herz. Der Diener, ein Seher, trinkt das Ei aus; der Zauberer wird schwach wie ein Kind, denn seine Kraft ist auf den Seher übergegangen.

Über den ganzen Typus dieses Märchens „vom verborgenen Leben“ ist außerdem zu vergleichen R. Köhler, Kleinere Schriften I, 158 ff., J. G. Frazer, The golden bough, III, 351 ff. und Fr. Rauffmann, Balder, S. 137 ff.



426513

